

berliner szenen

Lieber die Sachen von den Jungs

In der Kita meiner Tochter sind beinahe nur Jungen, und die wenigen anderen Mädchen sind so gut wie nie da. Daher spielt meine Tochter fast ausschließlich mit Jungs. Seit längerem findet sie alle „Jungssachen“ cool und Mädchensachen „keklig“. Unter „Jungssachen“ fallen für sie Aktivitäten wie Klettern und Fangen. Unter „Mädchensachen“ Flechtfrisuren, Rosa und Röcke. Lange fand meine Tochter Puppen „peinlich“. Erst als sie gesehen hat, dass ein Freund von ihr mit einer Puppe spielt, hat sie ihre Meinung geändert und sich auch eine gewünscht.

Seit Neuestem möchte sie nur noch „echte Jungssachen“ tragen. Daher habe ich gemeinsam mit ihr alles, was ihr zu mädchenhaft war, verschenkt und sie in einem Secondhandladen neue Klamotten aussuchen lassen. Sie hat sich Ninja-Socken, ein Spiderman-Achselshirt, Fußballshirts und Shorts ausgesucht. Heute zieht sie auf dem Weg zu einer Verabredung mit einer alten Freundin von mir und deren Dreijähriger trotz 30 Grad im Schatten eine Wollmütze an und bittet mich, ihre Haare unter der Mütze zu verstecken: „Damit alle denken, ich sei ein Junge.“ Mit der Wollmütze, Jeansshorts, Fußballshirt und Fußballschuhen sieht sie tatsächlich wie das Klischee eines Jungen aus. Als ich ihr auf dem Weg eine Flasche Wasser kaufe, reicht der Kioskbesitzer mir einen Lolli: „Für den kleinen Mann.“ Meine Tochter ist die ganze Fahrt über glücklich.

Auf dem Spielplatz rennt sie plötzlich weg, um einen älteren Jungen zu jagen. Als sie wiederauftaucht, ruft sie stolz: „Er hat gefragt, ob ich sein bester Freund sein will.“ Ich grinse. Meine Freundin meint: „Das hätte er ohne die Mütze sicher nicht gefragt.“ Meine Tochter zischt: „Pscht! Seid leise! Ich will doch sein Freund sein!“ Die Tochter meiner Freundin meint lächelnd: „Du bist auch mein bester Freund.“

Eva-Lena Lörzer

Von Christopher Suss

„Mischpoche“ ist einer der vielen Jiddismen in der modernen deutschen Sprache und heißt so viel wie „Familie“. Zwar hört man den gewiss nicht mehr so häufig wie etwa „Schlamassel“ oder „Tacheles“, aber den Künstler Andreas Mühe und den Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart in Berlin scheute das nicht, eine große Schau im vergangenen Jahr so zu nennen.

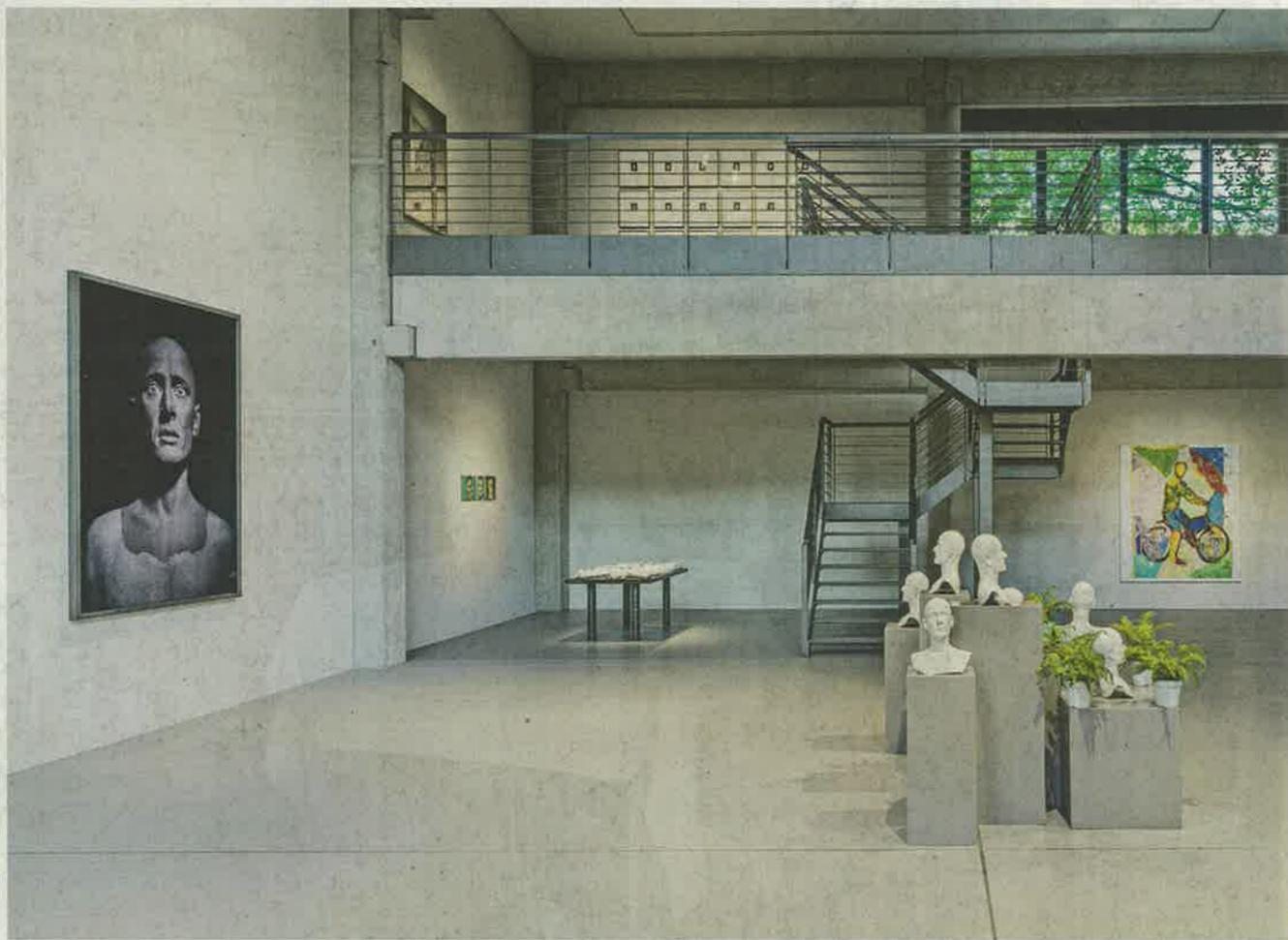
Was der einst als „Kanzlerfotograf“ Bekannte dort begonnen hat – eine komplexe Archäologie seiner eigenen Familie zu betreiben und neuerdings skulptural zu arbeiten –, führt er nun in der Werkstattgalerie Hermann Noack zusammen mit seinem Freund Emmanuel Bornstein fort. „Vladimir & Estragon“, so hier der Richtung Samuel Beckett zeigende Titel, ist ein Herzensprojekt.

Die beiden Künstler kennen sich seit vielen Jahren und unterhalten benachbarte Ateliers in Pankow. Mühe ist derjenige von beiden, dessen künstlerischer Karriere schneller Flügel wuchsen: In den Nullerjahren erregte er mit Auftragsfotografien politischer Machthaber Aufsehen in der deutschen Magazinlandschaft und porträtierte später auch in freien Serien historisch gewordene Persönlichkeiten wie Konrad Adenauer und Helmut Schmidt.

Auch wenn man seiner Mischpoche begegnet, sind die Namen und Gesichter keine Unbekannten. Sein Vater Ulrich spielte den herzenguten Stasi-Hauptmann in „Das Leben der Anderen“, seine Mutter ist die Theaterintendantin Annegret Hahn. In zweiter und dritter Ehe heiratete sein Vater die Schauspielerinnen Jenny Gröllmann und Susanne Lothar, alle drei sind in der Ausstellung zu sehen.

Mal als lebensechte Büsten, mal als Larger-than-Life-Fotografie von ebendiesen mit ultramarinblauen Augen, wie sie Sarkophage der ägyptischen Antike dekorieren. Schließlich geht die Sezierung Mühes seiner Familie so weit, einzelne Gliedmaßen öffentlich zu archivieren. „Jenny Arm Links“, „Günther Arm Rechts“ – so führt sie die Werkliste, ganz archäologischer Arbeitsweisen getreu.

Neu ist das Material Porzellan, er arbeitete dafür mit der traditionsreichen Manufaktur Rosenthal zusammen, deren Lagerräume auch Thema einer Fotografie sind. In vielen Abgüssen, aufgereiht in den atmosphärisch kühlen, grau nüch-



Arbeiten von Andreas Mühe (Foto links und Porzellan) und Emanuel Bornstein (Bilder hinten) Foto: Roman März/Skulpturenforum Hermann Noack

Jenny Arm Links

Familiengeschichten: Unter dem Titel „Vladimir & Estragon“ begegnen sich in der Werkstattgalerie Hermann Noack Werke von Andreas Mühe und Emmanuel Bornstein

ternen Räumen der Werkstattgalerie Hermann Noack, entfalten diese Werke eine Wirkung, wie sie idealer schwer vorstellbar ist.

Mit dem Wissen darum, dass die Abgebildeten noch keine zwanzig Jahre tot sind, kann vieles verständlich werden. Was das etwa heißt, naturgetreue Porträtplastik: immer auch Archivarbeit. Wie sehr unsere Sehgewohnheiten von gelblich angefressenen römischen Kaiserporträts und Renaissance-skulpturen belegt sind, gegen die Mühes Arbeiten aus einem Genlabor der Zukunft zu kommen scheinen. Und wie viel Entschlossenheit es gebraucht haben muss, so in den Nahkampf mit den verstorbenen Eltern und sich selbst zu gehen.

Die Malerei des aus Toulouse stammenden Künstlers Emmanuel Bornstein, dessen Familie wiederum eng mit dem Schicksal der Schoah verknüpft

ist, strahlt knallbunt. Und entzieht sich über die Serie „Another Heavenly Day“ hinweg auch nach mehreren Anläufen einer allzu klaren Zuordnung. Der Stil Francis Bacon ist darin zu entdecken, Siebdruckoptik, der

Mühe ist derjenige der beiden, dessen Karriere schneller Flügel wuchsen

frühe Expressionismus. Trotz dieser oberflächlichen Grundverschiedenheit stehen Bornsteins stets 30 Zentimeter im Quadrat großen Porträts Mühes Arbeiten nicht nur gleichberechtigt gegenüber, sondern stimmen auch in deren Erzählung ein. Allerdings mit invertierten Mitteln. So zeigen sie nicht die faktische Beschaffenheit historischer Persönlich-

ten, sondern deren Wesen und Ausdruck und bilden nicht seine Familie ab, sondern deren Peiniger.

Adolf Eichmann ist gleich zu Beginn im Foyer zu sehen, und unter den Abgebildeten findet sich auch Klaus Barbie: Der ehemalige Gestapo-Chef von Lyon folterte Gefangene in der dortigen École de Santé des Armées, wo Bornsteins Großmutter ab 1944 inhaftiert war. Was es für Bornstein bedeutet haben muss, diesen Mann zu malen, zu rahmen, auszustellen? Er überzieht sein Profil mit Farbschlieren, aber lässt ihm seinen stolzen Blick. Mit wem man es sonst genau zu tun hat, lässt er bewusst offen. Vladimir Putin, Sean-Marie Le Pen, Thomas Mann, Beckett – Vor- und Feindbilder stehen sich hier gegenüber.

Auf die Frage, wer von beiden in diesem Stück Vladimir und wer Estragon sei, die beide Pro-

tagonisten von Becketts „Warten auf Godot“ sind, antwortet Bornstein diplomatisch: Zwar sei Estragon natürlich der französisch klingende Name, aber einer eindeutigen Definition seiner Charaktere habe sich schon Beckett selbst entzogen. Mit solchen Ungewissheiten muss man, geht es um Kunst, manchmal leben lernen. Noch besser ist es, wenn man sie lieben lernt.

lokalprärie

transporte

zapf umzüge, ☎ 030 61 0 61, www.zapf.de, Umzugsberatung, Einlagerungen, Umzugsmaterial, Beiladungen, Materiallieferungen, Akten- und Inventarlagerung

sonstiges

Vorsicht bei Mietvertragsabschluss! Vorher zum BERLINER MIETERVEREIN e.V. www.berliner-mieterverein.de ☎ 030/226 260

tazplan im exil

Wie wollen wir arbeiten?

Die sechste Ausgabe des Researchfestivals Design Lab am Kunstgewerbemuseum wandert in den digitalen Raum. In Kooperation mit dem Studio Experimentelles Design der Hochschule für bildende Künste Hamburg steht das Design Lab #6 unter dem Motto „(How) do we (want to) work (together) (as (socially engaged) designers (students and neighbours) (in neoliberal times)?“ Stichworte für Modelle jenseits des Neoliberalismus sind u. a. künstlerische Kollektivität, Life Long (Un-)Learning, Projekte-Logik als Dilemma, alternative Ökonomien

berlin viral

Kleine Giganten der kollektiven Rammdösigkeit

Wenn die nächste Welle kommt, ziehe ich auf eine Insel. Keine im Mittelmeer, dorthin darf ich ja im Falle eines zweiten Lockdown gar nicht mehr fliegen. Auch die Ostsee ist zu weit. Ich nehme stattdessen die U6 gen Norden, steige an der Endstation aus, fahre mit dem Bus durch den schattigen Tegeler Forst, vorbei an einem einsamen „Nahkauf“ und Häusern in Schuhkartonform, bis ich den Tegeler See erreiche. Dann springe ich in mein Boot und setze über auf mein stilles Eiland.

So stelle ich mir das zumindest vor, während J. und ich in der Mittagssonne übers Wasser fahren. Wir haben uns ein Boot gemietet und schauen uns die sieben Inseln an, die den Tegeler See von der Havel trennen: kleine Giganten der kol-

vor: Heinz-Ketchup, Capri-Sonnen und Radio Paradiso. Ich wette, wir liegen so richtig falsch, und ich sehne mich eigentlich nur nach Sommerferien bei Oma.

An den Schiffsbügen auf dem See wehen selbstgefällig die Deutschlandfahnen. Irgendwie provozieren sie mich, dabei glaube ich noch nicht mal, dass das ihr Zweck ist: Ich schätze, die Bootbesitzer bringen sie nur aus Gewohnheit an. Eine Welt, in der es Orte namens „Marina Schulz“ gibt, hat ihr eigenes Zeichensystem, ihre eigenen Regeln eh.

Trümmer für die Inseln

Die Inseln wollen von der Welt nichts hören, von der Weltpolitik erst recht nicht, obwohl es zumindest der Lindwerder, die kleinste der Inseln, besser wissen müsste: Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte man

nicht unters Bundeskleingartengesetz fällt, dürfen hier Menschen dauerhaft leben. Gerade sind es wohl 26.

Wenn nun also Corona noch einmal so richtig ausbricht, denke ich mir, werde ich einfach Nummer 27. Auf meiner Insel müsste ich nie Menschen böse anstarren, weil sie mir im Späti in den Nacken atmen. Oder sich in der U9 breitbeinig neben mich fallen lassen, als verringere sich der gebotene Sicherheitsabstand auf magische Weise, sobald man mit der U-Bahn reist.

Nein, auf der Insel würden wir Abstand halten, ohne uns einzuschränken. Im Kosmos der Sommerhaus- und Laubenbewohner ist Freiheit ein paradoxes Gut: Entgrenzung entsteht durch strenges Vermessen. Das eigene Reich im Grünen hat exakt beschnittene, DIN-ge-

dem Land und in der Vorstadt anbetteln, die alten Jugendzimmer wieder beziehen zu dürfen, weil sie sich von ihren Bumsclubs in Friedrichshain auch nichts kaufen können.

Ich habe keine Ahnung, wie nett ich meine 26 Nachbarn auf Valentinswerder fände – aber selbst eine Insel der Feinde wäre vielleicht besser als eine Großstadt voller Paranoiker. Während meine Freunde in ihren Stadtwohnungen schreiend im Kreis liefen, würde ich auf der Insel Kreuzworträtsel lösen, Eis und Cordon bleu im Bofrost-Katalog bestellen und schließlich, nach Ende der Krise, zurück in die zermürbte, verderbte Großstadt schweben, noch weich umflort vom zenbuddhistischen Glow der Radio-Paradiso-Hörer.

Mein Weltflucht-Plan nimmt Formen